

Höherer Journalismus mit Publikum!

Caspar Hirschi

Rustikale Rezepte für ein glückliches Gedeihen der Geisteswissenschaften

Im Mai 1880 schrieb der Germanist und Grossordinarius Wilhelm Scherer an seinen Förderer Ludwig Speidel: «Die Existenz eines populären Buches wie meine Literaturgeschichte wird mir von meinen gelehrten Kollegen zum Vorwurfe gemacht. Ich werde dadurch gehindert, «Untersuchungen» anzustellen und zu veröffentlichen, auf die es bekanntlich allein ankommt. Ich compromittiere vielleicht auch die Wissenschaft und ihre Würde durch lesbaren Styl. Ich mache mich aller dieser Sünden in noch viel höherem Masse schuldig, wenn ich meine würdelosen Producte auch durch Zeitungen veröffentliche. Natürlich lache ich über diese Anschauungsweise.»¹

Scherer konnte sich die Anfeindungen leisten – er gehörte zu den damals mächtigsten Germanisten im deutschsprachigen Raum. Dass feuilletonisierende Geisteswissenschaftler bei ihren Kollegen in Verdacht geraten, ihr Talent zu vergeuden oder gar die Wissenschaft zu verraten, ist offenbar nichts Neues. Zu Wilhelm Scherers Zeiten erhielt man für das Einstecken solcher Vorwürfe aber noch reichlich Schmerzensgeld. Scherer kaufte sich mit den Einnahmen aus seinen Zeitungsartikeln ein Haus in Berlin. Mit den heutigen Zeilenhonoraren kann man sich gerade noch eine Hundehütte erstehen.

Die Vorstellung, ein Wissenschaftlerleben vertrage keine journalistischen Seitensprünge, scheint mir im deutschsprachigen Raum besonders verbreitet zu sein. Sie dürfte dazu beitragen, dass hier journalistisch-wissenschaftliche Doppelkarrieren ungleich seltener sind als im angelsächsischen Raum. England hat einen Noel Malcolm, der in den frühen 90er-Jahren Foreign Editor des *Spectator* und Kolumnist des *Daily Telegraph* war und nach einer Phase als freier Schriftsteller, in der er ein Buch über die Kosovo-Krise schrieb, 2002 Fellow des All Souls College in Oxford wurde, wo er sich zum einzigen Hobbes-Spezialisten mauserte, vor dem Quentin Skinner

Hochachtung hat. Die USA haben einen Louis Menand, der in den 90er-Jahren zugleich Redakteur bei der *New Republic* und Professor in Princeton war und seit 2003 Professor für englische Literatur in Harvard und Redaktionsmitglied des *New Yorker* ist. Deutschland und die Schweiz haben eine Menge guter Geisteswissenschaftler, die in Zeitungen publizieren, aber kaum Leute, die es in beiden Berufen zu Rang und Namen gebracht haben.

Dabei könnte man meinen, die Voraussetzungen seien bei uns besonders günstig für Viten à la Malcolm und Menand. Denn die Feuilletons deutschsprachiger Qualitätszeitungen sind dem Sprach- und Denkstil der deutschen Geisteswissenschaften weit näher als die Kulturbünde ihrer englischsprachigen Pendants jenem der angelsächsischen *humanities*. Obwohl Feuilleton-Redakteure einer FAZ, NZZ oder ZEIT meist von universitären Karrierewegen abgeschnitten sind, haben die meisten von ihnen eine stärkere akademische Prägung erhalten als ihre englischsprachigen Kolleginnen und Kollegen. Während in englischsprachigen Kulturredaktionen Bachelors dominieren, sind es in den führenden deutschsprachigen Feuilletons Doktoren. So etwas schlägt sich auch in den Artikeln nieder, ja, manche Feuilletonisten scheinen sogar Erfüllung darin zu finden, das geisteswissenschaftliche Geschwurbel aus dem Elfenbeinturm in der Redaktionsstube zu überbieten. Gleichzeitig, und damit ist die Paradoxie perfekt, gilt es in Akademikerkreisen schon fast als Rufmord, wenn man von einem Kollegen sagt, er pflege einen «feuilletonistischen Stil». Hie und da einen Zeitungsartikel zu schreiben, mag für die meisten noch hingehen, zumal wenn sein Zweck darin besteht, mit dem Zweihänder gegen ausserakademische Störenfriede auszuteilen; sobald aber die Persona des Wissenschaftlers journalistisch kontaminiert zu werden droht, schrillen die Alarmglocken. Es gibt daher Geisteswissenschaftler, die es für karriereförderlich halten, ihre journalistische Tätigkeit auf der Institutshomepage zu verbergen, und ich selbst habe von Kollegen den gut gemeinten Rat erhalten, meine Schreibaarbeit für Zeitungen doch besser aus dem Lebenslauf zu streichen.

Wie ist das Phänomen zu erklären? Vonseiten der Geisteswissenschaftler her: Feine Unterschiede müssen aggressiver verteidigt werden als grobe, vor allem, wenn dabei eine Statushierarchie auf dem Spiel steht. Werden sie es nicht, droht

der Verlust der Gruppenidentität und – noch schlimmer – des Gruppenstatus. Darum müssen Geisteswissenschaftler sich und die Welt stets von Neuem davon überzeugen, dass sie mit den professoralen Zahlenakrobaten und Labormanagern aus den natur- und technikwissenschaftlichen Fakultäten mehr gemein haben als mit Feuilletonredakteuren, die ihre Sprache sprechen, ihr Wissen teilen und ihre Methoden kennen. Sie können sich damit jene Einsicht ersparen, die vor geraumer Zeit der Historiker Hans Conrad Peyer in Bezug auf sein eigenes Fach formuliert hat: Man betreibe eine «höhere Form des Journalismus ohne Publikum»².

Ich meine, für die Geisteswissenschaften in hiesigen Gefilden wäre schon viel gewonnen, wenn sie sich zu einer höheren Form des Journalismus *mit* Publikum emporschwingen würden. Warum? Die Gefahr für die Geisteswissenschaften, ihre intellektuellen Stärken, ihre bewährten Arbeitsformen und ihre gesellschaftliche Relevanz zu verlieren, geht in jüngerer Zeit nicht von den Zeitungen und schon gar nicht von der Blogosphäre aus, sondern von der universitären Förderpolitik, die immer mehr auf arbeitsteilige Projektforschung mit befristeter Finanzierung ausgerichtet ist und die Geisteswissenschaften zu einer Mimikry der Natur- und Technikwissenschaften verleitet, bei der sie ihre spezifischen Vorteile gegenüber diesen Disziplinen leichtfertig über Bord werfen. Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, die Geisteswissenschaften seien *nicht* auf kooperative Forschungspraktiken angewiesen, aber mit Ausnahme von grösseren Editionen oder Ausgrabungen sind dies doch meist Formen der Kooperation, die weder einer hohen Arbeitsteilung noch einer projektförmigen Koordination bedürfen.

Gemessen an dem, was die Forschungspolitik im deutschsprachigen Raum den Geisteswissenschaften zumutet, scheint mir der Preis, den man als geisteswissenschaftlicher Autor im Feuilleton bezahlt, kaum der Rede wert zu sein (ich werde trotzdem auf ihn zu sprechen kommen). Für noch wichtiger halte ich aber, dass der mögliche Gewinn ungleich höher ist. Qualitätszeitungen könnten den Geisteswissenschaften aus wohlbedachtem Eigeninteresse dabei helfen, ihr eigenes Profil zu schärfen und ihre öffentliche Legitimation zu stärken. Zeitungen sind dazu deshalb imstande, weil sie geisteswissenschaftliche Autoren dazu anhalten, ihr wichtigstes wissen-

schaftliches Werkzeug wirkungsvoll einzusetzen: die Sprache. Wo immer ich mit naturwissenschaftlichen Forschenden zu tun hatte – in akademischen Gremien, in Colleges, in Sportclubs – fiel mir auf, wie schwer sie es haben, ihr hyperspezialisiertes und hochkomplexes Tun für Nicht-Spezialisten verständlich und interessant zu machen. Die meisten Geisteswissenschaftler haben es diesbezüglich leichter, nur leider sehen das viele nicht als Vorteil, sondern leiden lieber an einem Komplexitätskomplex: Erreicht ihre Prosa keinen hohen Unverständlichkeitsgrad, sehen sie ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit bedroht. Wer von Wissenschaftlichkeit einen anderen Begriff hat, kann die leichtere Verständlichkeit zur eigentlichen Stärke der Geisteswissenschaften machen, und dafür bieten sich Zeitungen, die eine geistig anspruchsvolle Leserschaft bedienen, besonders gut an. In meiner bisherigen Tätigkeit als Schreiberling für die FAZ und (etwas seltener) für die NZZ hatte ich selten den Eindruck, an der Wissenschaftlichkeit meiner Argumente schmerzhaft Abstriche machen zu müssen, umso mehr aber fühlte ich mich herausgefordert, meine Sprachfertigkeit jedes Mal aufs Neue unter Beweis zu stellen. Gleiches kann ich von meiner Publikationstätigkeit für wissenschaftliche Zeitschriften und Sammelbände nicht behaupten.

Dass Qualitätszeitungen Geisteswissenschaftler aus wohlbedachtem Eigeninteresse für sich schreiben lassen, mag auch damit zu tun haben, dass viele ihrer treuesten Leser selber eine geisteswissenschaftliche Ausbildung absolviert und auch im Fall eines Berufswechsels ihr Interesse an den Themen und Fragen ihres Studiums bewahrt haben. Die Zeitung, die diese Leserschaft am intensivsten pflegt und sich dabei sogar den Ruf einer öffentlichen Autorität über universitätsinterne Belange der Geisteswissenschaften erworben hat, ist die FAZ. In jüngerer Zeit verdankt sie diesen Ruf vor allem Jürgen Kaube, der die Mittwochsbeilagen «Forschung und Lehre» und «Geisteswissenschaften» dank seinem scharfen Verstand, seiner spitzen Feder und seinem offenen Ohr für Hochschulbewohner aller Stockwerke zu dem öffentlichen Forum für wissenschaftspolitische Kritik gemacht hat. Wenn selbst Leute an der Spitze der DFG und des Wissenschaftsrates vor Kaube in verachtungsvoller Bewunderung erstarren, will das für die geisteswissenschaftliche Sprengkraft von Zeitungen etwas heissen.

Im Internetzeitalter mag für Zeitungen noch ein weiteres Motiv hinzugekommen sein, in ihren Spalten Texte von Geisteswissenschaftlern unterzubringen. Aus nackter Geldnot oder bereitwilliger Hingabe an die Schnelllebigkeit des Nachrichtengeschäfts investieren sie immer weniger für aufwändig recherchierte Geschichten im Schatten der Tagesaktualität. Geisteswissenschaftler könnten diese Lücke teilweise füllen, weil viele von ihnen im Gegensatz zur aussterbenden Spezies des freischaffenden Journalisten den staatlich finanzierten Luxus geniessen, einer Sache etwas länger und genauer nachzugehen. Für Zeitungen sind Universitätsdozenten als Verfasser von Hintergrundartikeln äusserst billig, denn ausser dem mageren Zeilenhonorar fallen in der Regel kaum Kosten an.

Ein Problem dabei freilich ist – und nun komme ich zum Preis, den es für geisteswissenschaftliche Auftritte in Zeitungen zu zahlen gilt –, dass universitäre Autoren nicht selten auch zu spüren bekommen, dass sie billige Textlieferanten sind. Ich kenne einige gute und durchaus auch gutwillige Geisteswissenschaftler, denen die Willkür von Journalisten die Lust auf Zeitungsauftritte ausgetrieben hat. Woran man sich als wissenschaftlicher Autor zuerst gewöhnen muss, ist der Kontrollverlust über die Redaktion und Publikation der eigenen Texte. Als ich anfing, für die FAZ zu schreiben, staunte ich nicht nur darüber, dass die Feuilleton-Redaktion in Eigenregie die Titel setzte (und sich dabei manchmal am Ideal der *écriture automatique* zu orientieren schien), sondern auch ohne Rückfrage Kürzungen vornahm. So kam es vor, dass in einer Besprechung alle lobenden Passagen gestrichen wurden, mit dem Resultat, dass ich unfreiwillig zum Verfasser eines Verrisses wurde. Einmal geschah es auch, dass ein besonders aktiv mitdenkendes Redaktionsmitglied einen ganzen Absatz dazuschrieb, der dann auch unter meinem Namen erschien. Wenn dann alles schnell gehen musste – und das scheint meistens der Fall zu sein –, konnte es zu ganz grossartigen Ergebnissen kommen, von denen ich wenigstens eines erwähnen möchte. Anfang 2007 rezensierte ich für die FAZ die Studie *Fetischismus und Moderne* des Berliner Kulturwissenschaftlers Hartmut Böhme. In meinem Text hob ich Böhmies Anliegen hervor, den Fetischismusbegriff aus dem «Dunstkreis des Primitiven bis Perversen» zu lösen und auf die Dingfixiertheit der moder-

nen Kultur insgesamt zu übertragen. Die Redaktion betitelte das Ganze mit «Her mit den Lackstiefelchen!» und setzte, als sei das nicht klar genug, auch noch ein grosses Bild mit roten Dominastiefeln dazu.

Obwohl solche Vorkommnisse den einen oder anderen Studierstübentobsuchtsanfall provozieren konnten, habe ich es nie bereut, für Zeitungen zu schreiben, und es kam bei mir noch ein weiterer Grund hinzu, warum ich um meine journalistische Nebenbeschäftigung froh war. Der bereits erwähnte Louis Menand hat zur universitären Ausbildung in seinem Fach einmal gefragt: «Now, if you think that you can get a law degree and argue a case before the Supreme Court in three years, get a medical degree and cut somebody open in four years, why should it take nine years to teach poetry to college freshmen?»³ Ich weiss es nicht, und ich weiss noch weniger, warum man an unseren Universitäten etwa zwanzig Jahre braucht, bis man eine Poetik-Vorlesung halten darf, und noch im fünften Lebensjahrzehnt als «Nachwuchs» verniedlicht werden kann. Für Zeitungen zu schreiben, half mir dabei, mich aus den geistig lähmenden Abhängigkeiten in subalternen universitären Positionen rasch zu befreien. Mit anderen Worten: Zeitungen sind für die Geisteswissenschaften auch deshalb wertvoll, weil sie ein egalitäres Korrektiv zu den verkrusteten universitären Hierarchien darstellen.

Anmerkungen

- 1 Wilhelm Scherer: Brief an Ludwig Speidel vom 21.5.1880, zitiert nach Hans-Harald Müller: Zwischen Gelehrtenbehavioristik und Wissenschaftsethik (Vortragsmanuskript), S. 11.
- 2 Zitiert nach David Gugerli, Monika Dommann: Geschichtswissenschaft in Begutachtung, in: *Traverse* 2/2011, 154–164, hier 155.
- 3 NPR: Author Louis Menand on Reforming U.S. Universities, 18.1.2010 (<http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=122702647>).